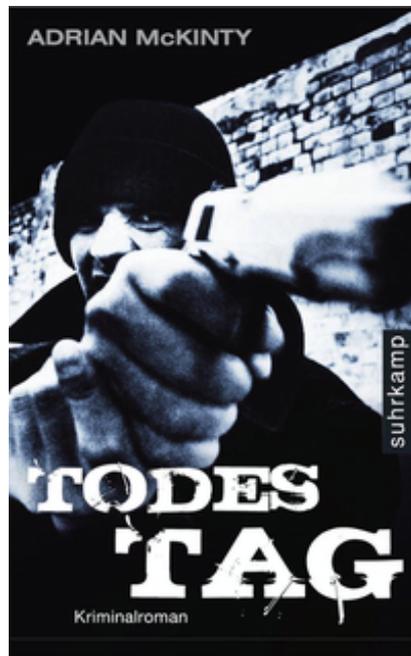


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



McKinty, Adrian
Todestag

Kriminalroman
Aus dem Amerikanischen von Kirsten Riesselmann

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4277
978-3-518-46277-5

suhrkamp taschenbuch 4277

Michael Forsythe steht mal wieder auf der Abschussliste. Selbst nach zwölf Jahren im Zeugenschutzprogramm stöbern ihn zwei Killer in seinem Versteck in Lima auf. Sie halten ihm eine Knarre an den Kopf und drücken ihm ein Telefon in die Hand. Am anderen Ende der Leitung: Bridget Callaghan, seine große Liebe, die mit ihm noch eine Rechnung offen hat. Um sein Leben zu retten, soll Michael Bridgets entführte Tochter finden. Ihm bleiben dafür vierundzwanzig Stunden. Michael kehrt also in seine Heimat Belfast zurück und taucht in die Unterwelt der Stadt ein. Dort wird er mit einer erschreckenden Wahrheit konfrontiert ...

Adrian McKinty, geboren 1968, wuchs in Carrickfergus in der Nähe von Belfast auf. An der Oxford University studierte er Philosophie, dann übersiedelte er nach New York. Sechs Jahre lebte und arbeitete er in Harlem, u. a. als Wachmann, Vertreter, Rugbytrainer, Buchhändler und Postbote. 2001 zog er nach Denver, seit 2008 wohnt er mit seiner Familie in Melbourne. Zuletzt sind im suhrkamp taschenbuch erschienen: *Der sichere Tod* (st 4159) und *Der schnelle Tod* (st 4232).

Kirsten Riesselmann ist Journalistin und Übersetzerin; u. a. hat sie Bücher von Elmore Leonard und DBC Pierre ins Deutsche übertragen. Sie lebt in Berlin.

ADRIAN McKINTY
TODESTAG

Kriminalroman

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Bloomsday Dead
bei Simon & Schuster, Inc., New York
Copyright © 2007 by A. G. McKinty

Umschlagfoto: Daniel Allan / Getty Images

suhrkamp taschenbuch 4277

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46277-5

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

TODESTAG

*Nur die Waffen gestatte ich mir selbst zu
benutzen – Schweigen, Verbannung und List.*
James Joyce, ›Ein Porträt des Künstlers
als junger Mann‹ (1916)

1: TELEMACHOS

(LIMA – 15. JUNI, 6 UHR)

»Luxus LY Pflaume P. Buck Mulligan.« Diese Nachricht drückte mir Hector auf den Klippen vor dem Miraflores in die Hand.

Ich richtete das Fernglas auf das Hotel, nahm den Zettel und steckte ihn in die Tasche. Hector sah mir aufmerksam ins Gesicht und suchte in meinem Blick nach Genervtheit oder sogar Angst, aber ich ließ mir nichts anmerken.

Über den Anden ging die Sonne auf und tauchte den Pazifik in ein rosa angehauchtes Blau. Der Himmel im Osten war von einem weiten, goldenen Grau, und im Westen waren das Kreuz des Südens und der Mond im Meer versunken.

Ich dankte Hector mit einem Nicken und setzte die Sonnenbrille auf.

Zwischen den Kakteen wuchs wilder Flieder, durch die Stämme der Pappeln wehte eine warme Brise. So früh am Morgen herrschte noch kein Autoverkehr, und im Normalfall war es hier oben friedlich. Nur die Klippen, der Strand und die schlafende Stadt hinter mir. Nebel wallte gegen die Landzunge, und einige wenige frühmorgendliche Gassi-Geher demonstrierten diese seltsame latein-amerikanische Vorliebe für Miniaturpudel und Lhasa-Apsos.

»Bezaubernd, oder?«, sagte ich auf Englisch.

Verständnislos schüttelte Hector den Kopf.

Lächelnd sah ich der wie üblich überwältigenden Schar von Seevögeln zu, die sich von der Thermik vor den Klippen aufwärts tragen ließ. Gelegentlich gesellten sich auch ein Albatros oder ein Wanderfalke hinzu, noch seltener sogar ein, zwei verirrte Kondore.

Es duftete nach Orangenblüten und Oleander.

»Lima hat zwar einen schlechten Ruf, aber mir gefällt's«, sagte ich auf Spanisch.

Was vor allem auf diese Tageszeit zutraf – bevor die Zweitakter, Dieselmotoren und Kohlenfeuer so richtig loslegten. Angetan von meiner Bemerkung und froh, mich gefunden zu haben, bevor ich schlafen gegangen war, nickte Hector. Er wusste, wie gern ich nach der Nachtschicht mit einer Tasse Kaffee hier hochkam. Letzte Woche erst hatte ich mir den ersten Venustransit seit Menschengedenken von hier aus angesehen, üblicherweise aber betrieb ich nur ein bisschen Amateur-Ornithologie oder begaffte, was Hector natürlich ahnte, durch das Fernglas die hübschen Surfer-Mädchen, die da, wo der Ozean auf den Kontinent traf, die großen hereinrollenden Brecher nahmen.

Heute waren in aller Frühe schon ungefähr ein Dutzend Surfer im Wasser, alles Jugendliche, die Ganzkörper-Neoprenanzüge, Füßlinge und Handschuhe trugen. Die Hälfte von ihnen weiblich – ein ganz neues Phänomen innerhalb der Szene. Keines der Mädchen sah Kit ähnlich, dem Surfermädchen, das ich vor langer Zeit in Maine zu töten gezwungen gewesen war, aber jede Einzelne von ihnen erinnerte mich an sie – über so was kommt man einfach nie hinweg.

Ich schlürfte den Kaffee und runzelte die Stirn, als irgendwo eine Bohrmaschine ansprang. Sehr zu meinem Ärger war es an diesem speziellen Morgen überhaupt nicht ruhig hier oben. Rund zwanzig Helfer und Roadies bauten die Bühne für ein Umsonst-Konzert der Indian Chiefs auf. Sie arbeiteten mit völlig unperuanisch lärmendem Eifer, und es überraschte mich nicht im Mindesten festzustellen, dass der Bauleiter Australier war.

Auf seine wenig subtile Art zwinkerte Hector mir zu, um mir einen Anstoß zu geben.

»Danke für die Nachricht, Hector«, sagte ich, »du kannst nach Hause gehen.«

»Ist denn alles in Ordnung, Boss?«, fragte er.

»Nein, aber ich kümmere mich drum«, gab ich zurück.

Hector nickte. Er war noch ein Junge. Seit mittlerweile drei Monaten war er bei mir in Ausbildung, und mit dem Anzug und der Krawatte, die ich ihm gekauft hatte, schien er sich alles andere als unwohl zu fühlen. Ich hatte Hector beigebracht, sich höflich, zurückhaltend und gesittet zu benehmen, und man konnte ihn jetzt überall auf der Welt als Türsteher einstellen. Die Gäste des Hilton in Lima-Miraflores hatten ganz sicher nicht die Spur einer Ahnung, dass Hector in einem von ihm selbst gebauten Haus im Slum *Pueblos Jóvenes* wohnte, wo die Wände der Hütten aus Wellpappe waren, das Frischwasser aus Hydranten kam und das Abwasser die Straßen hinunterlief. Außerhalb seiner Hütte machte Hector einen eleganten, souveränen und aristokratischen Eindruck. Als wäre eine Konquistadoren-Blutlinie eine Ehe mit königlichem Inka-Adel eingegangen. Zudem war er schlau und mitfühlend. Der gemachte Stellvertreter. Älter als ein- oder zweiundzwanzig konnte er nicht sein; er würde es noch weit bringen, wahrscheinlich hätte er in fünf, sechs Jahren meinen Job.

»Ganz schön früh für so einen Quatsch«, sagte er mit resigniertem Kopfschütteln. Er bezog sich auf den Inhalt der Nachricht.

»So was kommt immer entweder zu früh oder zu spät«, pflichtete ich ihm bei.

»Bist du sicher, dass nicht ich mich darum kümmern soll? Macht mir nichts aus«, sagte Hector mit einem weiteren mitleidigen Blick auf mich.

Er wusste, was für eine anstrengende Nacht ich gehabt hatte. Ein Junge aus Schweden hatte eine Überdosis ge-

nommen, er musste ins Krankenhaus gebracht werden, dann hatte ich ein paar Nutten aus der Lobby geworfen, und anschließend hatten wir noch mit einem älteren Pärchen aus den USA fertig werden müssen, das behauptete, wegen der Luftverschmutzung nicht atmen zu können, und ein Sauerstoffgerät verlangte. Später am Tag sollte noch der japanische Botschafter eintreffen, um bei einem informellen Frühstück darüber zu verhandeln, den in Ungnade gefallenen peruanischen Ex-Präsidenten Fujimori aus seinem Schlupfloch in Tokio zu holen und auszuliefern. Die Gespräche würden zwar nirgendwo hinführen, aber es war gut für alle beteiligten Parteien, sich bei der Suche nach einer Lösung zu zeigen. Gut vor allem für das Hotel. Der Botschafter hatte zwar seine eigenen Security-Leute, aber eine Störung, die den ruhigen Ablauf des Besuchs zunichtemachte, konnten wir trotzdem nicht brauchen.

»Nein, ich regle das, Hector, du kannst wirklich nach Hause gehen«, sagte ich.

Hector nickte und überquerte die Straße, um für seine Fahrt mit dem Roller zurück in den Slum die Klamotten zu wechseln. Auch er hatte eine Nachtschicht geschoben und musste müde sein.

Die Surfer machten träge Cutbacks, und die Sonne schob sich Zentimeter für Zentimeter über die hohen, ausgedörrten Berge, denen ich eines Tages einen Besuch abstatten wollte. Letzthin hatte ein Blinder den Everest bestiegen, da könnte ich, der lediglich von einem künstlichen Fuß behindert wurde, ja wohl den Inka-Pfad nach Machu Picchu wandern.

Ich trank einen großen Schluck Kaffee und stellte die Tasse ab.

Ein paar Schulmädchen waren aufgetaucht, um von den Roadies Backstage-Pässe für die Chiefs zu ergattern;

die Roadies hatten zwar keine Pässe, baggerten die Mädchen aber trotzdem an.

»Kommt in die Hufe, ihr Kanaken-Bastarde!«, bellte der australische Vorarbeiter. Ohne den Zettel, der mich zur Arbeit rief, wäre ich vielleicht rübergegangen und hätte dem Arschloch eine reingehauen, dafür, dass er mich in meinen Betrachtungen störte.

Ich sah mir noch einmal die Nachricht an. Sie war mehr als einfach zu dechiffrieren.

In der Luxussuite LY (die Suite Y im fünften Stock) machte eine Pflaume (mit anderen Worten: ein betrunkenener Amerikaner) namens Mr. P. Buck einen Mulligan (will sagen: Probleme). Die Codes hatte der vorherige Sicherheitschef des Miraflores Hilton eingeführt, ein passionierter Golfer. Irgendwann würde ich die dauernden Anspielungen auf Abschlüge, eins unter Par, zwei unter Par und Derartiges abschaffen. Aber ich war erst seit ein paar Monaten hier, und anderes, Dringenderes hatte Vorrang.

Ich seufzte, zerknüllte den Zettel voller Abscheu und warf ihn in den nächstbesten Mülleimer.

Ein betrunkenener Amerikaner, der sich wahrscheinlich mit einer Prostituierten angelegt hatte.

P. Buck – ich überlegte, ob R. E. M. vielleicht in der Stadt waren, der Gitarrist hieß Peter Buck und war schon mal auf einem British-Airways-Flug wegen Trunkenheit und ungebührlichen Benehmens verhaftet, dann aber wieder freigesprochen worden. Ich schüttelte den Kopf. Wenn ein amerikanischer Rockstar in meinem Hotel abgestiegen wäre, hätte ich das schon früher erfahren. Trotzdem war Peter Buck einer meiner Helden, und ich überquerte die Straße in gesteigerter Erwartung.

Das Hotel war neu und groß, es glänzte vor lauter Glas und gebogenen Trägern aus rostfreiem Stahl – ein Gebäude, das Frank Gehry sich an einem schlechten Tag hätte ausdenken können.

Tinco, der nervöse ecuadorianische Nachtmanager, griff mich an der Eingangstür ab.

»Hab's schon gehört«, sagte ich, bevor er den Mund aufmachen konnte.

»Luxussuite LY, bitte beeil dich, gleich kommt der japanische Botschafter«, sagte er und verschränkte in einer flehenden Geste die Hände vor der Brust.

»Ich weiß«, sagte ich. »Mach dir keinen Kopf, entspann dich, ich kümmere mich darum.«

»Eines der Mädchen hat sich beschwert«, sagte er und sah traurig zu Boden.

»Was für ein Mädchen? Eine von den Nutten?«

»Ein Zimmermädchen. Noch sehr jung.«

Er wollte eine Lösung von mir, noch bevor ich dem Problem überhaupt auf den Grund gegangen war.

»Okay, ich gebe ihr eine Woche frei, und wenn sie wieder da ist, bekommt sie von dir eine Gehaltserhöhung, danach behalten wir sie im Auge, ob sie den Mund hält. Verstanden?«

Tinco nickte. Ich gähnte und lief zu den Fahrstühlen.

Normalerweise ging ich um diese Zeit unter die Dusche und dann ins Bett und schlief bis zwei oder drei Uhr mittags, bis dann also, wenn auch die älteren, traditionsbewussteren Peruaner ihre Siesta beenden. Wie gesagt: Es war eine nervtötende, ermüdende Nacht gewesen, und ich freute mich wirklich auf ein Nickerchen.

Das hier würde mich hoffentlich nicht allzu lange in Anspruch nehmen.

Ich drückte den P-Knopf, und der Aufzug sauste mit mir bis zu den Penthouses im fünfzigsten Stock. Das Hotel brüstete sich damit, eines der höchsten Gebäude Südamerikas zu sein, und tatsächlich schienen sogar die Express-Aufzüge immer eine Ewigkeit zu brauchen.

Ich nutzte die Zeit, um im Spiegel mein Erscheinungsbild zu prüfen.

Die Haare trug ich so kurz wie ein israelischer Elitesoldat, sie waren schmutzig blond, aber neulich hatte ich rund um die Ohren ein paar graue Strähnen entdeckt. Zum Rasieren hatte ich keine Zeit mehr gehabt und sah deswegen ein bisschen derber aus als gewöhnlich, andererseits hatte die peruanische Sonne schon eine Menge dafür getan, meine verräterische irische Gesichtsbildder auszumerzen. Ich konnte einigermaßen zufrieden mit mir sein.

Die Aufzugtüren klickten.

Ich überprüfte meine Knarre, die ich am Fußknöchel trug, und trank meinen Kaffee aus. Dann bog ich nach links und marschierte auf Suite Y zu.

Die Kampfgeräusche waren schon im Flur zu hören. Nein, das war kein Kampf, da zertrümmerte jemand Sachen.

Er war also noch nicht am Ende seiner Kräfte.

Ich beschleunigte meine Schritte.

Schön hier oben. Dicke goldene Teppiche, Gemälde von den Anden und von Indio-Frauen mit Melonenhüten. Frische Blumen und ein Blick die ganze in Nebel gehüllte Küste entlang.

Ich bog um die Ecke. Da standen ein mir unbekanntes Zimmermädchen und Tony, einer meiner Jungs, der geduldig vor der Tür der Luxussuite wartete. Er lächelte mich an und zeigte mit dem Daumen durch die Tür.

»Wie schlimm ist es?«, fragte ich.

»Nicht schlimm, er hat zwar das Zimmer verwüstet, sich aber bis jetzt noch nicht verletzt«, sagte Tony.

»Ist er alleine?«

»So alleine wie einsam. Er hat versucht, Angelika hier anzugrapschen«, sagte Tony. »Sie spricht aber nicht so gut Spanisch und wusste nicht, was er wollte.«

Angelika nickte. Sie war ein Indiomädchen mit flachem

Gesicht, wahrscheinlich gerade erst aus dem Hochland hierhergekommen. Ich zog mein Portemonnaie hervor, entnahm ihm zehn Zwanzig-Dollar-Scheine und hielt sie Angelika hin.

»Sag ihr, dass sie nichts gesehen hat und dass hier nichts vorgefallen ist.«

Tony nickte und übersetzte ins Quechua.

Angelika nahm das Geld, machte einen äußerst zufriedenen Eindruck und knickte vor mir.

»Sie soll den Rest der Woche frei machen«, sagte ich. »Vielleicht einen kleinen Urlaub einschieben.« Ich gab ihr noch fünf Zwanziger.

»*Muchas gracias, Señor Forsigny*«, sagte Angelika.

»Keine Ursache, tut mir leid, dass Ihnen das hier passiert ist«, sagte ich, und Tony übersetzte.

Ich gab ihr meine leere Kaffeetasse und sagte »*Yusulipayki*«, das einzige Wort, das ich in Quechua beherrschte. Sie bedankte sich gleichermaßen und schlurfte den Korridor hinunter. Sie würde klarkommen. Aus dem Inneren des Zimmers kamen erneut berstende Geräusche.

»Er sagt ständig, dass er unglücklich ist«, sagte Tony.

»Verdammt noch mal, wer ist schon glücklich.«

»Höchstens mein Hund«, sagte Tony.

»Hey, aber das ist nicht Peter Buck, der Rockstar, oder?«, fragte ich.

»Peter Buck? Von welcher Band?«

»R. E. M.«

»Kenne ich nicht«, gab Tony zu. »Dieser Gentleman hier ist fünfzig, vielleicht sechzig Jahre alt, kahlköpfig und fett und sieht für mich rein gar nicht nach Rockstar aus.«

»Vielleicht ist es ja Van Morrison«, meinte ich, atmete tief ein und stürzte ins Zimmer.

Mit dem Fahrstuhl fuhr ich runter auf die siebte Etage und ging den Flur entlang zu meinem Eckzimmer. Hier waren die Teppiche nicht mehr ganz so dick, und die Bilder an den Wänden waren Drucke. Aber schön war es trotzdem noch.

Die Sache hatte nicht allzu viel Zeit in Anspruch genommen.

Ich hatte Mr. Buck dazu gezwungen, sich aufs Bett zu setzen und mit mir zu reden. Offensichtlich hatte das Zimmermädchen sich geweigert, mit ihm Sex zu haben, obwohl er ihr gutes Geld dafür geboten hatte. Während ich ihm mein Beileid aussprach, schüttete Tony ein Betäubungsmittel in seinen Gin-Tonic, und der Idiot war ausgeknockt. Der Reinigungsservice würde sein Zimmer wieder in Ordnung bringen, während er schlummerte. Er würde sich später an nichts erinnern – bis er auf seiner Hotelrechnung fünftausend Dollar extra entdeckte.

Alles in allem nicht weiter erwähnenswert, wie meistens bei derlei Zwischenfällen.

Mit der Schlüsselkarte öffnete ich die Tür zu meinem Zimmer.

Innen war es dunkel. Ich gähnte zum wiederholten Mal. Das Licht würde ich gar nicht erst anmachen. Geradeaus an Sofa und Ghettoblaster vorbei, dann links rein ins Schlafzimmer. Einschlafen, aufwachen und Eier mit Steak essen.

»*Señor Michael Forsythe?*«, kam es vom Sofa her.

»*Qué?*«, brachte ich hervor.

Das Licht ging an.

»Keine Bewegung.«

Hinter mir war jemand. Im Spiegel über der Kommode konnte ich sehen, dass mir ein Mann eine 9mm an den Kopf hielt. Ein bisschen überflüssig – immerhin hatte der Typ auf dem Sofa eine Pumpgun. Beide steckten in über-

trieben glänzenden Halbwelt-Anzügen. Sie sprachen Spanisch mit nördlichem Akzent. Ich hätte auf Kolumbianer getippt, aber vielleicht ging ich da auch meinen eigenen Vorurteilen auf den Leim.

»Sind Sie Michael Forsythe?«, fragte der mit der Pistole.

»Nein, *amigo*«, sagte ich. »Keine Ahnung, wer das sein soll.«

»Sie sind Michael Forsythe«, sagte er, und diesmal war es keine Frage mehr.

Der mit der Pumpgun bedeutete mir, die Hände hochzunehmen, während der andere meinen Oberkörper abtastete, mir die offen getragene Pistole, das Fernglas und das Portemonnaie abnahm. Sie sahen sich das Foto auf meinem Pass an.

»Er ist es«, sagte Pumpgun.

Die beiden Männer wichen vor mir zurück. Einen kurzen Moment stand ich einfach so da, mit hoch erhobenen Händen.

»Okay, und was machen wir jetzt?«, fragte ich neugierig.

»Wir warten.«

Einer der Gangster setzte sich aufs Sofa, während mich der andere in die Mitte des Raumes dirigierte.

»Knie dich hin, Hände auf den Kopf«, sagte der mit der Pumpgun und warf mir ein schiefes Lächeln zu.

»Wollt ihr mich umbringen?«, fragte ich.

»Ziemlich wahrscheinlich«, sagte Pumpgun, was zumindest eine interessante Antwort war. Ich schwebte also nicht in unmittelbarer Todesgefahr.

»Also, ich durchkreuze eure Pläne ja nur ungern, aber ich weiß, dass Leute wie ihr gar nicht auf Überraschungen stehen. Ihr solltet also wissen, dass sie, wenn ich nicht unten an der Rezeption Bescheid gebe und sage, dass ich das

Problem auf der fünfzigsten Etage beseitigt habe, ein paar Jungs hochschicken, die nach mir suchen.«

Die beiden Männer sahen sich an und beratschlagten leise. Dann brachte Neun-Millimeter mir das Telefon.

»Ruf an. Sag ihnen, dass du ins Bett gehst und nicht gestört werden willst«, sagte er.

Ich griff zum Hörer.

»Wenn du irgendwas von dir gibst, das sie warnt oder uns nicht gefällt, legen wir dich sofort um, nur, damit das klar ist. So lauten unsere Anweisungen«, fügte Pumpgun hinzu.

»Auf jeden Fall noch vor mir schießen, richtig?«, fragte ich.

»Ja.«

Ich wählte die Nummer der Rezeption und ließ mir Tinco geben.

»Tinco. Um das Problem auf der Fünfzigsten habe ich mich gekümmert. Sag Hector, dass er nach Hause gehen kann, ich will heute Morgen keine Vögel beobachten, ich hab schon einen Adler gesehen. Verstanden? Okay, ich gehe dann ins Bett.«

Ich legte auf und sah die beiden Männer an. Sie wirkten zufrieden. Wenn Hector noch nicht weg war, würde er in fünf Minuten hier sein. »Adler« war das Signalwort für »höchste Alarmstufe«.

Ich stand noch kurz so da, dann bedeuteten mir die Männer, mich wieder hinzuknien. Die Müdigkeit war jetzt gänzlich von mir gewichen, ich war bereit, einen Mordskrach zu veranstalten, wenn sich mir nur die geringste Chance dazu böte. Aber die Männer waren vorsichtig. Sie hielten sich außerhalb der Reichweite eines plötzlichen Tritts, einer Rolle oder eines Schlags. Ich wäre tot, bevor ich etwas Derartiges auch nur zur Hälfte ausgeführt hätte. Ich musterte die beiden. Mager und jung, aber

so jung auch wieder nicht. Sie wirkten routiniert. Das hier war nicht ihr erster Coup. Beide Ende zwanzig, Anfang dreißig. Der mit der Pumpgun war etwas älter, etwas vergilbter, hatte die Haare über eine kahle Stelle zurückgelenkt. Beide hatten merkwürdige Brandflecken über den Fingerknöcheln. Irgendwelche Gangster-Tattoos. Ich hatte ganz ähnliche schon mal gesehen. Sie standen für irgendetwas. Unwahrscheinlich, dass die beiden Freelancer waren. Unwahrscheinlich auch, dass sie Amateure waren.

»Wie lange warten wir denn noch?«, fragte ich, aber noch bevor einer von ihnen antworten konnte, klingelte das Handy des Jüngeren. Er klappte es auf und hielt es sich ans Ohr.

»Er ist es«, sagte er auf Englisch. »Definitiv. Was sollen wir tun?«

Die Person am Telefon sagte etwas. Die beiden Männer standen auf und richteten ihre Waffen auf mich. In Erwartung des sofortigen Todes machte ich die Augen zu, öffnete sie dann aber wieder – falls mir wirklich der Tod bevorstand, wollte ich ihm entschlossen gegenüberstehen. Außerdem hatte ich noch ein Ass im Ärmel, von dem die Gangster nichts wussten. Vielleicht würde ich einen der beiden Bastarde noch mit mir nehmen können. Das arrogante Arschloch mit der Pumpgun vielleicht.

Aber sie wollten mich gar nicht umbringen, sie mussten lediglich mit einer neuen Situation umgehen. Der Auftraggeber wollte zuerst mit mir sprechen. Der Mann mit der 9mm reichte mir das Telefon. Seine Augen waren ausdruckslos. Kalt.

»Für dich«, sagte er hohnlächelnd.

»Hola«, sagte ich.

»Michael«, antwortete Bridget.

Ich erkannte ihre Stimme sofort. Ich geriet ein bisschen ins Wanken, und der Mann mit der Pistole musste mir helfen, das Gleichgewicht wiederzufinden.

»Du«, murmelte ich, außerstande, etwas anderes über die Lippen zu bringen.

»Wenn du diesen Anruf entgegennimmst, Michael, heißt das, dass dir jemand eine Knarre an den Kopf hält«, sagte Bridget.

»So ist es«, bestätigte ich.

»Er hat Anweisung, dich umzubringen.«

»Aye, das habe ich mir schon fast gedacht.«

»Ich meine es ernst.«

Dass sie das tat, war mir klar. Vor einem Jahr, als die US-Armee gerade dabei war, Bagdad zu überrollen, und die meisten Leute andere Dinge im Kopf hatten, hatte sie eine fünfköpfige Killertruppe losgeschickt, um mich in meinem Versteck in Los Angeles zu erwischen. Eine üble kleine Truppe. Die es allerdings versiebt hatte – ich hatte mich um alle gekümmert. Aber ich wusste, dass sie weiter versuchen würde, mich zu kriegen. Das gebot die Ehre. Ich hatte ihren Verlobten getötet, den Mafiaboss Darkey White, und als Zeuge der Staatsanwaltschaft gegen meine alten Kumpane ausgesagt. Ich war ein Mörder und ein Verräter. Auch wenn das alles schon 1992 passiert war, vor beschissenen zwölf Jahren – Bridget wollte immer noch meinen Tod. Man musste ihre Hartnäckigkeit bewundern.

Nach dem Überfall hatte ich L. A. fluchtartig verlassen und mir den Job als Sicherheitschef in Lima besorgt.

Hatte gehofft, eine Zeitlang sicher zu sein. Mir gefiel es hier, ich mochte die Leute, vielleicht hätte ich mich sogar dauerhaft zuhause fühlen, mich niederlassen, eine Familie gründen können. Ein nettes ortsansässiges Mädchen. Zwei süße Kinder. Man konnte schon für kleines Geld ein Haus mit Meerblick bekommen.

Diese Pläne waren jetzt hinfällig. Bridget würde mich jetzt erst verspotten, danach würden ihre Jungs mich kalt-

machen. Und falls Hector durch die Tür gestürmt käme, wäre der arme Kerl auch noch dran.

»Ich will, dass du mir zuhörst, Michael«, sagte Bridget.

»Ich höre.«

»Mach bloß keine Mätzchen, diese Männer sind gestandene Profis.«

»Oh, tatsächlich, Profis? Ach du liebes Bisschen, jetzt mach ich mir aber gleich in die Windeln«, stöhnte ich und versuchte, abgebrüht zu klingen.

»Michael, du wertloses Stück Scheiße, du hältst jetzt mal das Maul und hörst mir zu«, sagte Bridget.

»Wenn die Nonnen hören würden, wie du sprichst«, spöttelte ich.

»Ich mein's todernst.«

»Weiß ich, Bridget, aber du hättest selbst herkommen sollen – ich hätte dich gerne noch ein letztes Mal gesehen.«

»Ich versuche seit über zehn Jahren, dich umzulegen, und glaub mir, wenn jetzt nichts derart Schreckliches vorgefallen wäre, wäre ich selbst gekommen und hätte zugehört, wie man dich mit Schweißgeräten bearbeitet, bis du vor mir um deinen Tod bettelst. Aber wie gesagt, es ist etwas passiert.«

»Sag schon.«

»Meine Tochter Siobhan ist verschwunden«, sagte Bridget.

Ich hatte nicht gewusst, dass Bridget eine Tochter hatte. Es musste einen Freund, vielleicht sogar einen Ehemann in ihrem jetzigen Leben geben. Tja, schön für sie. Ich schätze, in dieser Hinsicht konnte meine Wenigkeit ihr nicht das Wasser reichen.

»Wo bist du? In New York?«, fragte ich.

»Nein, ich bin in Belfast. Sie ist jetzt seit drei Tagen verschwunden. Ich bin krank vor Sorge. Sie ist erst elf Jahre alt, Michael.«